

Freunde der Monacensia e.V. **Jahrbuch 2020**

mitbegründet von Wolfram Göbel,

herausgegeben von Gabriele von Bassermann-Jordan,
Waldemar Fromm und Kristina Kargl

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Förderverein Freunde der Monacensia e. V.
unter www.monacensia.net

Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH München
© Dezember 2020 Buch&media GmbH München
Layout, Satz: Franziska Gump
Umschlag nach einem Entwurf von Kay Fretwurst, Freienbrink
ISSN 1868-4955
Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-261-7

Allitera Verlag
Merianstraße 24 · 80637 München
Fon 089 13929046 · Fax 089 13929065

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf www.allitera.de
Kontakt und Bestellungen unter info@allitera.de

Katharina Adler

Buber! Kindskopf! Traumgöttin!

Sommer 1918

Der Schädel zeige, dass sie sich sehr schnell und gründlich an die Arbeit mache, schrieb der Professor. Hermine stand in ihrem Atelierzimmer, der modellierte Kopf lag im Paketstroh. Echt sah er aus, befand Hermine, so wirklich, als hätte der Professor das Gebein einer Toten von Dresden nach München geschickt. Die Augenlöcher, der grinsende Ausschnitt, wo noch kein Mund war. Nase, Lippen, Wangen würde sie modellieren müssen. Sie war ganz am Anfang mit dem Kopf.

Kurios war das alles schon. Nach der Vernissage im Hohenzollernhaus war sie von Berlin nach Dresden, um dort ihre kommende Ausstellung in Richters Kunstsalon zu besprechen. Der Salonleiter hatte sie danach zu einer Abendgesellschaft mitgenommen. Einer der Gäste, der Professor Kokoschka. Wenn es nicht um ihn selbst ging, war der kaum an Gesprächen interessiert gewesen. Seinen Durchschuss an der Schläfe hatte er gleich mehrmals erwähnt, als labe er sich an seiner Kriegsversehrtheit und ergötze sich an der Frage, ob ihn diese Kugel schwachsinzig gemacht. Hermine, die schräg gegenüber von ihm gesessen hatte, war ihm gelegen gekommen als ein Ohr, das zuhörte.

Dann war ihm doch einmal der Gesprächsfaden entrissen worden und der Leiter des Kunstsalons hatte nachgeholt, was er zuvor vergessen. Nämlich, dass sie nicht nur Hermine Moos aus München sei, sondern gerade erfolgreich Gemälde in Berlin ausgestellt habe. Der Professor Kokoschka hatte gelangweilt dreingeschaut. Als der Leiter des Kunstsalons aber fortsetzte, hier in Dresden werde sie keine Bilder zeigen, sondern eine Auswahl ihrer Puppen, war mit dem Professor etwas geschehen. Elektrisch war er plötzlich gewesen. Was das für Figuren seien, wollte er wissen. Der Leiter des Kunstsalons antwortete für Hermine: Wollene Puppenminiaturen, so wie sie gerade in Mode. »Ihre

Bilder schätze ich sehr«, fügte er hinzu, »die Rezensionen im Berliner Feuilleton waren ja wunderbar. Aber Ihre Figuren, die werde ich auch verkaufen können.«

Hermine wollte widersprechen, sie hatte einige Bilder bei Käufern untergebracht, ihre Leinwände waren kein Hungertuch. Der Salonleiter wendete sich jedoch schon wieder ab. Dafür beugte sich der Professor Kokoschka zu ihr, rang plötzlich mit Anekdoten nicht nur um ihr Ohr, sondern um ihre ganze Person. Sie war verwundert. Was hatte diesen Wandel ausgelöst? Hatte er sie erst wirklich wahrgenommen, seit er wusste, dass sie Künstlerin war? Hermine war dann auch gar nicht überrascht, als er sich sofort aufmachte zu gehen, nachdem sie ihren Aufbruch angekündigt hatte. Das Interesse des Professors an ihr war reizvoll gewesen, sein Äußeres nicht. Die dickliche Nase. Dieser Mund, der immerzu beleidigt schien. Seine rot geschwollenen Hände und die Augen, die etwas Lauerndes hatten. Der Professor war nicht alt. Unvorteilhafte Furchen hatten sich trotzdem schon in sein Gesicht gegraben.

Hermine hatte nicht vorgehabt ihm nachzugeben. Keinen Kuss, nicht einmal eine Umarmung hatte sie zulassen wollen. Der Professor Kokoschka hatte sie zur Pension begleitet und mit einer Hast und in einer Fülle geredet, als seien es seine allerletzten Worte. Sie hatte darauf gewartet, wann sie endlich die Freude und den kleinen Rausch haben durfte, ihn abzuweisen. Der Professor war dann auch tatsächlich in eine schwärmende Raserei geraten. Bloß nicht für sie. Von einer ehemaligen Geliebten sprach er. Alma! Sein Buberl! Sein Kindskopf! Seine Traumgöttin! Geheult hatte er, wie sie ihn schon zu Beginn des Kriegs verlassen und jetzt mit einem mittelmäßigen Architekten namens Gropius verheiratet sei. Es war noch kein besonders warmer Abend gewesen, und doch war dem Kokoschka ein Rinnsal Schweiß die Stirn hinunter.

Mit etwas, das viel besser war, als dem Gefühl standhaft geblieben zu sein, war Hermine dann in ihre Pension, mit einem Auftrag war sie zu Bett – auch wenn der seltsam war. Ob sie sich zutraue eine lebenschte Puppe für ihn zu gestalten, hatte der Professor sie gefragt. Die Figur einer Frau. Nicht irgendeiner!

Hermine schaute wieder auf den Schädel. Als nächstes musste sie am Skelett arbeiten. Obwohl der Professor in seinem Brief bereits von den Gruben und Falten unter der Haut schrieb. Rubensbilder sollte sie

sich in der Ausformung zum Vorbild nehmen. Er dachte auch schon an die Herstellung der Perücke. Ein goldenes Kastanienrot wünschte er sich als Haarfarbe. Organisch müssten sich die einsäumenden Härchen mit der Gesichtshaut verbinden können. Aus jeder Zeile des Professors sprach Ungeduld: »Ich bitte Sie, sich durch nichts abhalten zu lassen, dass Sie Ihre ganze weibliche Phantasie andauernd an diese Arbeit wenden wollen, möglichst in einem Zug zu arbeiten. Daunen besorgen! Ich bin so sehr gespannt.«

Hermine legte den Brief auf den Schädel. Natürlich würde sie bald weiter machen. Die Dresdener Schau im Kunstsalon musste sie allerdings auch vorbereiten. Eine Puppe, die sie dort zeigen wollte, hatte sie dem Professor zur Ansicht gegeben. Ein kleines Bürschchen, Handtellergröße. Die hatte der Professor Kokoschka dem Schädel beigelegt mit dem Kommentar, dass es eine reizende Arbeit sei. Reizend. Gut. Das war ein Kompliment. Genial wäre natürlich noch besser, dachte sie mit einem Augenzwinkern. Wurde wieder ernst. An welche Künstler erinnerte man sich später schon? Doch nur an die genialen.

* * *

Das Wort bei seiner Bedeutung packen: »Brust« und »Korb«. Wie ein Behältnis plante Hermine den oberen Teil des Skeletts. Er war das Zentrum, der die Figur zusammenhalten würde. Robust hatte der Korb zu sein, längst nicht so fragil wie der Puppenkopf aus Kleister und Papier.

Hermine ging zum Schmied. Metallabfälle wollte sie. Der Schmied sah sie an, wie von einer Wolke gerutscht. Abfälle gab es längst nicht mehr. Der kleinste Metallsplitter, alles wurde genutzt, ging in die Waffen, selbst wenn sie kein Soldat mehr halten konnte, weil zu schwach, weil schon tot. »Was brauchst du, Kind?«, fragte der Schmied.

Kind. Sie war dreißig. Und der Schmied tat so, als habe er nicht jemanden mit einem Anspruch vor sich. Er sah sie an wie eine Zurückgebliebene. Eine, die sich noch in Überfluss und Frieden wähnte, ein Mädchen, vor der die Eltern alles Leid abschirmten. Im Groben war es nicht einmal falsch. Der Vater hatte immer noch Rücklagen. Die Mutter brachte sie mit Hamsterkäufen vom Land gut durch. Hermine sah trotzdem den Hunger auf den Straßen. Die Not derjenigen, die auf den Plätzen lungerten, das Kopfsteinpflaster ihr Nachtlager. Sie las die Zeitungsnachrichten, den Papiergulasch aus Propaganda und Hetze,

die keiner mehr so recht glaubte. Aber die Wahrheit wollte genauso niemand hören, sie auch nicht unbedingt, musste Hermine gestehen. Ihr Gegenmittel zu all dem Gräuel: sich mit dem Menschen beschäftigen, in der Form, wie er geboren, noch nicht geprägt. Dafür las sie Bücher, studierte Anatomie.

Der Schmied verschränkte seine Arme. Narbige Striemen hatten die, heißes Metall über Jahre in die Haut gebrannt. Hermine sah die Narben wie auf einer Leinwand, die Streifen eines dicken Pinsels, rosa Schattierungen, eine frische braune Brandkruste beim Ellenbogen.

»Was du brauchst, hab ich gefragt?« Hermine hob den Blick von seinen Armen. Wäre es nicht für einen Auftrag gewesen, sie hätte keinen Mut gefunden, sich nur bedankt, sittsam auf Kriegsende und neues Metall gewartet. Mit dem namenhaften Kokoschka im Rücken, verlangte Hermine aber geradeaus sechzig Streifen Metall, jeder ungefähr die Länge ihres Zeigefingers. So dünn gedengelt, sie mussten sich biegen lassen, und links und rechts an jedem Streifen bitteschön jeweils ein Loch für Schrauben.

Der Schmied schob seine Unterlippe vor. Furchig war die, fleckig, als sei sie mit Rost überzogen. Er drehte sich um, ging in das Hinterzimmer seiner Werkstatt. Hermine fürchtete, der Schmied lasse sie stehen, halte es nicht einmal für nötig sie zum Teufel zu jagen. Es rumpelte. Ganz hinten stand der Schmied, verrenkte sich, um etwas in einem zugestellten Schrank zu erreichen, zog einen Kasten hervor. Er kam zu ihr, klappte den Kasten auf, drückte ihn wieder zu. »Den könnte ich noch zerlegen.«

»Ja, geht das denn?«, fragte Hermine.

»Ob das geht? Kind. Sonst würde ich es nicht anbieten.«

Hermine nickte, der Schmied nannte einen Preis. Sie schüttelte den Kopf. Der Schmied zuckte mit den Schultern, wollte den Kasten zurückstellen. Doch Hermine hielt ihn zurück. Ob er nicht wenigstens ein bisschen kulant sein könne? Der Schmied konnte nicht. Sie überlegte. Der ganze Betrag, den der Professor ihr für Auslagen gegeben hatte, wäre damit aufgebraucht. Aber gut, es half nichts. Sie holte ihren Säckel hervor und streckte ihm die Summe entgegen. Ob er denn gleich damit anfangen könne, also noch in ihrer Anwesenheit?

»Glaubst mir etwa immer noch nicht, dass ich das Gewünschte aus dem Kasten machen kann?«, gab der Schmied barsch zurück.

Über eine Woche dauerte es, bis sie die Streifen abholen konnte. Gute Arbeit, aber nicht das beste Metall. Mit aller Kraft musste sie es noch biegen, nachdem sie die Streifen aneinandergeschraubt hatte. Die Kanten gruben sich in ihre Fingerkuppen, die Haut platzte, während sie den Brustkorb zu einer Rundung drückte, die sie endlich zufrieden stellte. Hermine bandagierte sich die wunden Hände.

Ihre Beine und der Nacken schmerzten auch. Während sie auf die Schmiedearbeit gewartet hatte, war sie jeden Tag stundenlang durch den Englischen Garten gewandert. Den Blick auf den Boden, die Augen in den Bäumen, auf der Suche nach passenden Ästen, die sich als Armknochen eignen würden. Für das Rückgrat benötigte sie knorrige Zweige. Der Professor hatte ihr gerade eine lebensgroße Zeichnung seiner einstigen Geliebten geschickt. Das Papier hing ausgerollt an der Wand, sah da aus wie ein fertiges Porträt. Der Darstellung gemäß sägte Hermine die Äste zu. Sie verband sie mit weißen Lappen, damit sie auch wirklich Knochen glichen. Die Zweige umwickelte sie mit Drähten, empfand dabei das Knorpelige einer Wirbelsäule so gut es ging nach. »Passen Sie auf die Schwingung der Arme und Beine auf«, hatte der Professor zur Zeichnung beigefügt. »Die Beweglichkeit der Gelenke soll den Hauptbewegungen der Natur entsprechen. Stehen muss die Figur nicht!« Der Professor hatte auch schon wieder Ideen über das Skelett hinaus: »Als erste Lage (innerlich) nehmen Sie bitte fein gekräuselttes Roßhaar, Sie müssen dazu ein altes Sofa oder dergleichen kaufen, das Roßhaar desinfizieren lassen.« Und weitere Empfehlungen gab er: »Bitte nehmen Sie sich recht zusammen und lassen Sie nicht nach, liebes Frl. Moos. Es handelt sich mir um ein Erlebnis, das ich umarmen muss! Wenn Sie nach der Zeichnung hie und da im Unklaren sind, wie ein Muskel, eine Spannung oder ein Knochen sitzt, so ist es besser, nicht in einem Atlas nachzusehen, sondern mit der Hand an Ihrem bloßen Körper die Stelle, die Sie bewegen müssen, so lange zu untersuchen, bis Sie das Gefühl davon warm und lebendig klar in sich haben. Oft sehen die Hände und Fingerspitzen mehr wie die Augen.«

Hermine setzte sich auf die Recamiere in ihrem Atelier und griff sich an den Oberschenkel. Ihre tauben, geschundenen Finger fühlten so gut wie nichts. Rosshaar verbarg sich aber bestimmt nicht unter ihrer Haut. Die war auch nicht aus »Flauschseide« oder »dünster Leinwand«, wie sich das der Professor vorstellte. Hermine schien es manchmal, als habe er nichts anderes im Kopf, als sie aus der Ferne zu dirigieren, um

endlich diejenige in seinen Armen zu halten, die das schon lang nicht mehr wollte.

Auf so eine Idee wäre sie selbst nicht gekommen, überlegte Hermine. Ihren eigenen verflochtenen Verehrer als Puppe nachbauen. Der war ihr aber auch nicht Muse gewesen. Hatte immer nur von einem gemütlichen Heim gesäuselt, davon, wie sie ihre künstlerischen Flausen vergessen werde, sobald das erste Kind da sei. Er war überzeugt gewesen, dass er ihr Glück bedeuten werde. Als sie aber seinen Heiratsantrag endgültig abgelehnt und ihn gebeten, diesen auch nicht mehr zu wiederholen, hatte er die Maske des Verliebten abgelegt und eine Fratze gezeigt, die sie nun wirklich nicht nachbauen wollte. Sie brauchte keine Puppe in ihrem Atelier, die sie daran erinnerte, wie er sie als lottriges Malweib beschimpft hatte, als Leinwandkokotte und Pinselhure. So etwas hatte sich der Professor von seiner Traumgöttin gewiss nicht anhören müssen. Er hatte ja nur geschwärmt, wie sie ihn animiert und wie er mit ihr immer noch besser geworden war. Der Mann, der sich als Muse für eine Künstlerin zur Verfügung stellte, der bewegte sich in einer Zeit, die noch vor ihnen lag, seufzte Hermine. Ihr Puls klopfte unter den verpflesterten Fingern.

Herbst 1918

Die Ausstellung im Kunstsalon ein Erfolg, der Professor mit dem Gerippe, das sie mit nach Dresden transportiert hatte, zufrieden. Er hatte es noch einige Tage behalten, während Hermine zu ihrer Schwester nach Berlin war. Eigentlich war es ihm gar nicht recht gewesen, dass sie nicht gleich wieder für die Arbeit nach Hause fuhr. Er hatte es ihr nur nachgesehen, da in Berlin womöglich Materialien für seinen »Fetisch«, wie er die Puppe jetzt häufiger nannte, leichter zu bekommen waren. Bevor Hermine sich aber auf die Suche machte, brauchte sie erst einmal Erholung. Bei der Vernissage neben ihren Figuren zu stehen, war gar nicht anstrengend gewesen, aber die Treffen mit dem Professor hatten an ihr gezehrt. Sie wusste gar nicht so recht weshalb. Sie hatte doch so gut wie gar nichts sagen müssen, während der Professor gesprochen hatte. Die Atmosphäre seiner großen Liebe hatte er sie noch intensiver spüren lassen wollen. Ein Heide sei er gewesen, der zu einem Stern betet. Eine Nacht mit seiner Almizili habe ihm die Kraft für eine Woche Arbeit

gegeben. Aberdutzende Briefe habe er ihr geschrieben. Natürlich habe ihn nicht nur die Liebe zum Schreiben getrieben, da waren auch andere Gefühle gewesen. Jede einzelne fremde, ihm zuwiderlaufende Vorstellung habe er aus Almas Gehirn mit einem Messer herauskratzen wollen. Niemanden habe sie ansehen dürfen, gar niemanden, nur ihn.

Der Professor hatte an jenem Abend einen feuerfarbenen Pyjama getragen. Ein Geschenk, das ursprünglich für Alma gewesen sei, hatte er erklärt. Seine Göttin habe den Pyjama nicht gemocht. Die Farbe sei ihr zu penetrant gewesen. Dabei sei die doch einmalig, so glühend, geradezu vibrierend. Hermine sehe das gewiss, hatte er gesagt, seine Arme ausgebreitet und die Ärmel des Gewands dramatisch flattern lassen. Über die Puppe selbst hatte er auch noch weitere Vorstellungen mit ihr geteilt. Den Händen müsse sie große Aufmerksamkeit schenken. Die sollten schön sein, aber auch mit der Potenz ihn zu schlagen. Er wolle den Fetisch lieben können, zugleich wünsche er sich, darin eine strenge Herrin zu sehen, die ihn zum Buben werden lasse. Einen Bub, der es verdient habe gezüchtigt zu werden, den sie dazu zwingen Kunst-, nein Meisterwerke zu schaffen.

Hermine hatte zu seinen Instruktionen viel genickt und versucht daraus das für sie Wichtigste zu entnehmen. Robuste Hände mit feinen Gliedern, hatte sie sich eingepägt, bei ihrer Schwester in Berlin aber doch gemerkt, dass sie das Treffen mit dem Professor bewegt hatte. Nicht von dem, was er gesagt und beschrieben hatte, war sie ausgelaugt. Vielmehr diese unbedingte Offenheit ohne jede Scham. Und immer wieder seine flehentliche Bitte, Hermine möge seine Wünsche an die Puppe erfüllen, alles müsse sie umsetzen, damit sie lebenswahr sei und er nie mehr seine Träume überlasten müsse. Sie hatte es ihm schwören müssen. Der Professor hatte es immer und immer wieder eingefordert. Als hätte ihr Versprechen, sie traue sich beim Anfertigen dieser Puppe alles und so viel mehr zu, das Skelett schon zum Leben erweckt.

In Berlin flimmerte der Pyjama noch immer in Hermines Kopf. Sie hatte bei dem Treffen mit dem Professor nicht widersprochen, ein Gegenwort hätte er auch nicht zugelassen. Aber jetzt, da ihr das Rot wie ein Vorhang über allen Gedanken, die sie zu fassen versuchte, hing, musste sie dieser Alma insgeheim recht geben. Die Farbe war aufdringlich, penetrant, verdrängte jede feinere Nuance.

* * *

Ein paar Wochen später, zurück in München, traf sich bei den Nachbarn Mayer wieder einmal die Stadt. Künstler, Kenner und alle jene, die nur überzeugend genug behaupteten, eines von beidem zu sein. Die Mochtegers waren eigentlich fast immer die Unterhaltsamsten. Sie tranken ohne Furcht vor dem nächsten Morgen, ihre große Bühne war die Wohnung der Mayers, sie mussten sich nicht für andere Auftritte schonen. Alfred Mayer schob für Hermine stets eine Einladungsnotiz in den Briefkasten. Oft folgte sie der nicht. Sie war meistens lieber in ihrem Atelier.

Aber heute drang die Musik und das Gelächter durch die Wände. Die Eltern waren aus, würden erst spät in der Nacht kommen und Hermine, die sich oft nur von einer Idee durch den Tag begleiten ließ, hatte keinen Willen etwas zu zeichnen oder zu formen, sie fühlte die ausgestorbene Wohnung, die Unordnung: ihre Pinsel, Stoffe, Daunen.

Hermine lief zum Spiegel im Flur, machte ihre Frisur zurecht, strich sich über ihr Kleid, das sie nicht wechseln würde. Sie trug immer ihre langen selbst genähten dunklen Gewänder. Sie ging zurück ins Atelier, allein wollte sie plötzlich auch nicht zu den Mayers, packte deshalb das Skelett, trug es aus der Wohnung, die Treppen hinauf und klingelte. Der Hausherr öffnete. »Hermine«, rief er. »Zeigst du dich auch mal wieder.« Dann verschränkte er die Arme vor der Brust. »Gruselschön«, sagte er. »Komm, komm. Ich will alles über das da hier hören.«

Hermine strich dem Skelett über eine Metallrippe. »Dazu darf ich leider wenig sagen.«

»Ein Geheimnis. Noch besser«, sagte Mayer und winkte sie herein. Dann hob er die Hand. »Du bekommst doch nur Einlass unter Vorbehalt.«

»Ich kann wirklich nichts erzählen, sonst wird mir der Kopf abgerissen.« Hermine wusste selbst nicht, ob das nun eine Übertreibung war oder nicht.

»Ja, ja, dein Köpfchen soll bleiben, wo es ist«, erwiderte Mayer. »Ich will nur, dass du mir versprichst, nachher für meinen Fotoapparat Modell zu stehen, du und dein Kompagnon.«

Hermine stimmte zu und war gleich viel gesellschaftlicher gelaunt. Fotografiert wurden bei den Mayers nur diejenigen, die der Hausherr als wert erachtete zu dokumentieren. Eine Fotografie des Wiener Theaterschriftstellers Arthur Schnitzler hatte sie schon in seinem Fotoalbum gesehen und Porträts von Franz Marc, vom Kandinsky, von der Gabriele Münter.

Hermine bekam ein Glas Wein in die Hand, Nüsse wurden ihr dazu gereicht. Einer erzählte, wie er jüngst eine Renke aus dem Starnberger See gezogen, als habe er mit einem Ungeheuer gerungen. Vom möglichen baldigen Ende des Kriegs war die Rede, von Figuren in der Stadt, die den Ludwig absetzen wollten, das Wort »Judensozialisten« fiel. Hermine bat um ein weiteres Glas Wein. Solche Abfälligkeiten musste sie gleich wegspülen. Ihre Mutter hatte ihr das in den letzten Jahren geraten. Sie solle sich nicht einmischen, wenn wieder jemand meinte, auf Juden schimpfen zu müssen. Hermine habe doch keine Autorität irgendjemandes Meinung zu ändern und man müsse auch nicht unbedingt darauf aufmerksam machen, dass sie selbst dem mosaischen Glauben angehörte. Genauso wie der Gastgeber Mayer. Aber der hörte wohl gerade nicht oder wagte auch nichts zu sagen.

Hermine gesellte sich zu einer Gruppe, wo es nicht um Politik ging, und um sich abzulenken, begann sie nun doch ausführlich über das Skelett Auskunft zu geben. Ihren Auftraggeber erwähnte sie nicht, fabulierte einfach darauf los. Morgen interessierte es ja doch keinen mehr. Mit ihren kleinen Puppen sei es vorbei, verkündete sie tollkühn. Sie ließ sich sogar dazu hinreißen von einem Plan zu sprechen: von einem Kabinett lebensgroßer Figuren, das sie über die nächsten Monate modellieren wolle. Eine neue Werkreihe, welche dem derzeitigen Puppenbau, der ja ungebrochen auf filigrane Glieder setze, ein Massiv entgegensetzen werde. Und plötzlich war das Skelett für einen Moment ganz ihres. Sie vergaß die Skizzen des Professors, seine dringlichen Sätze. Als Hermine dann beim vierten Weinglas auch noch einem Herrn aus Österreich vorgestellt wurde, fragte sie den ganz direkt, ob er eigentlich schon einmal von einer Wienerin gehört habe, die in der Gesellschaft, so sei ihr erzählt worden, einen gewissen Eindruck mache. Alma Mahler sei ihr Name, jetzt Gropius.

»Neig dich ein bisschen mehr zu Schulter.«

Der Nachbar Mayer dirigierte Hermine auf dem Balkon für die gewünschte Fotografie. »Greif's doch am Armknochen. Dann schaut es aus, als hättest du einen morbiden Geliebten dabei.«

»Das gewiss nicht«, erwiderte Hermine.

»Ach, lach doch noch einmal wie gerade. Ja, so gefällt es mir.«
Mayer drückte auf den Auslöser.

Ein runder Bauch wie auf den Bildern von Rubens, zwei Brüste, Gebirgen gleich ragten sie aus dem Körper, Schenkel dick, so gut genährt war niemand gerade. Hermine war im Atelier, sie war auf der Straße, wieder im Atelier, auf der Straße. Sie konnte gar nicht sagen, wo sie ungeduldiger war. Zu Hause oder draußen. Bei ihrer Arbeit oder bei den Reden auf den Plätzen, die Demokratie versprachen, allgemeine Wahlen. Wenn Hermine durchgefroren heimkam, verfeuerte sie im Kamin die Äste und Zweige, die sie im Sommer für die Knochen gesammelt, aber aussortiert hatte.

In der allgemeinen Aufbruchsstimmung, im Schwung der neuen Zeit wollte sie auch endlich fertig werden. Zurückkehren zu ihrer eigenen künstlerischen Vision. Nun da das Skelett endlich umhüllt war, war die Puppe Leinenstoff und Stopfmaterial, Drähte und Stecknadeln. Und irgendwo da draußen lebte ihr Vorbild. Eine Frau, die bestimmt nicht ahnte, wie und für welchen Zweck sie gerade nachgeformt wurde. Eine allem Anschein nach, durchaus besondere Person, über die der österreichische Gast auf dem Fest vom Nachbar Mayer gar nicht hatte aufhören wollen zu reden: »Die Alma Mahler. So eine aufgequollene Walküre. Macht ganz Wien wahnsinnig. Aber womit? Mit einer angestregten Löckchenpracht. Über und über mit Puder bestäubt. Geschminkt. Parfümiert. Und unter dem Parfüm immer der Geruch von Alkohol. Nicht feinsinniges Wesen, sondern ein großes Tier. Aber geschäftstüchtig! Verscherbelt als Witwe die Kompositionen ihres Mannes. Dabei ist sie ihm nicht einmal zu Lebzeiten treu gewesen. Holla, das wusste jeder. Und wie viele sind seither über ihre Matratze? Niemand zählt mehr.«

Die vielen Gläser Wein und die gehässige Rede des Österreicher hatten Hermine noch während des Fests schwindlig werden lassen. Der Kokoschka und der Mayer-Gast sprachen die von der gleichen, hatte sie sich gefragt. Konnte jemand schön und hässlich zugleich sein? Betörend riechen und schlimm stinken? Lustvolle Rundungen haben und aufgedunsen sein? Großbürgerlich reich und gierig wie so ein geringer Geschäftsmann? Verführerisch, abstoßend? Zu unzähligen Werken animieren und den Abgrund bedeuten? Liebreizend, monströs, hochintelligent sein und zugleich nicht mehr im Kopf als ein Tier haben?

Eine erste Formskizze von Augen, Nase, Mund und Ohren setzte Hermine auf den Puppenkopf. Dann fragte sie Mayer, ob sie seinen

Fotoapparat ausleihen dürfe. Hermine fotografierte die Figur von vorne, von hinten, von den Seiten.

Antwort auf ihre Abzüge kam prompt. Bei den Händen sprach der Professor nicht mehr davon, dass sie ihn schlagen können müssten. Jetzt sollte sie an eine Russin, die auch reitet, denken. Bei den Füßen an eine Tänzerin. Füße und Hände dürften nicht klumpig wirken, auch nackt sollten sie noch anziehend sein. Ob der Mund zu öffnen sei, wollte er wissen. Über Zähne und Zunge wäre er glücklich. »Die Brüste, möchte ich Sie bitten, noch mehr zu detaillieren«, rief er ihr zu. Die behaarten Stellen nicht sticken, sondern wirkliche Haare einziehen. Von keiner mechanischen Falte wollte er gestört werden, keine Naht durfte seinem Erlebnis entgegenstehen. Um die Haut war er besorgt. Wieder sprach er von Hermines eigenem Körper. Der solle ihr erneut Vorbild sein, wie bei der Anatomie. Der Stoff müsse mit allen möglichen Mitteln, Pflanzensäften, Ölen, Wachs, Stichen geglättet und aufgeraut werden.

Hermine hatte die Puppe bereits mit zwei verschiedenen Seidenstoffen ummantelt. Die Stoffe hatte sie, wie gefordert, in Flüssigkeiten eingewirkt, sie mit einer Feile bearbeitet, probeweise einen Fetzen unter ihren Arm geklemmt, um zu sehen, wie die spröde Seide auf menschlichen Schweiß reagierte. Beide Male riss Hermine den Stoff wieder herunter. So fühlte sich kein Mensch an. Sie dachte über Leder nach, aber die Puppe damit zu überziehen ohne sichtbare Nähte, unmöglich. Andere Details gelangen ihr derweil. In den Kiefer hinter die Lippen baute sie ein Scharnier, so dass sich der Mund tatsächlich öffnen und schließen ließ. Für die Zunge verwendete sie doch die Seide und die gewünschten Zähne feilte sie aus einer Elfenbeinkette ihrer Mutter. Mit den Brustwarzen war Hermine auch zufrieden. Dafür hatte sie zwei kleine Stücke Kautschuk ein paar Tage in Johannisbeermarmelade eingelegt. Jetzt hatte das Material eine zartrosa Farbe, war wohlgeformt, elastisch. Nur was tun mit der Haut? Wochen beschäftigte sie das.

Die Idee kam ihr nach den Landtagswahlen, wo sie zum ersten Mal selbst ein Kreuz auf dem Zettel hatte machen dürfen. Die stickige Luft der Wahlstube stand ihr noch in der Nase. Ein Muff, den sie aber gar nicht loswerden wollte, es war so erhebend gewesen zu wählen. Die hochgekrempelten Hemdsärmel des Mannes, der ihre Personalien aufgenommen hatte, seine Arme dunkel, haarig. Bei Hermine hatte sich nach und nach ein Gedanke zusammengesetzt: der Mensch kommt

vom Fell und nicht von der Seide. Fell, das war weich, gut anzugreifen und für einen bezahlbaren Preis zu haben. Es machte so viel Sinn, sie informierte den Kokoschka darüber erst gar nicht. Vielleicht war ja das genau die weibliche Einfühlungsmacht, von der er immerzu sprach.

Und dann nähte sie die letzten Haare in den Venushügel, die Lieferung des Perückenmachers wurde überstellt. Hermine stülpte die Mähne auf den Kopf, schob sie zurecht. Da war er, der Fetisch. Nackt schaute er Hermine an. Aber weshalb war sie nicht erleichtert, fragte sie sich? Warum jubelte sie nicht? Sie hob ein paar Fellfetzen vom Boden auf, wusch ihre Hände. Konnte sie das, was da nun vor ihr saß, so schon ziehen lassen? Die Arbeit von Monaten einfach in die Hände des Professors geben? Nein, sagte sie sich. Ihr Werk, das war noch nicht vollbracht.

Ein weiteres Mal bat sie Mayer um den Fotoapparat. Sie setzte die Puppe auf einen Sessel, kniete sich selbst vor sie hin und drückte über ein langes Kabel auf den Auslöser. Das erste Bild zeigte sie, Hermine, als Zofe einer Königin. Noch ein weiteres Bild auf dem Sessel. Dieses Mal die Figur allein. Hermine legte die Puppenbeine ineinander, eine Handkante hob sie zum Brustbein: wie eine fernöstliche Göttin saß ihr Werk nun vor ihr. Dann noch zwei Fotografien auf der Recamiere. Das eine im Liegen, denkend träumend die Pose. Für das letzte Bild setzte sie die Puppe schließlich auf, legte die rechte Hand auf den Schenkel und in den Handteller kam das Bürschchen, die Figur, die Hermine dem Kokoschka zur Ansicht geschickt und die er als »reizend« bezeichnet hatte. Die Puppe blickte das Bürschchen groß an. Mächtig war sie dabei, fand Hermine, eine Herrscherin, die die kleine erbärmliche Figur in ihrer Hand jederzeit zerquetschen konnte. Ingeheim taufte sie das Bürschchen für den Moment »Oskar« und wusste da schon, dass diese Fotografien ihr mehr bedeuten würden, als das größte Lob des Professors.

Frühjahr 1919

Am 6. April erhielt Hermine Moos einen letzten Brief von Oskar Kokoschka. Darin schrieb er: »Liebes Fräulein Moos, was wollen wir jetzt machen? Ich bin ehrlich erschrocken über Ihre Puppe, die, obwohl ich von meinen Phantasien einen gewissen Abzug zugunsten der

Realität längst zu machen bereit war, in zu vielen Dingen dem widerspricht, was ich von ihr verlangte und von Ihnen erhoffte. Die äußere Hülle ist ein Eisbärenfell, das für eine Nachahmung eines zottigen Bettvorlegerbären geeignet wäre, aber nie für die Geschmeidigkeit und Sanftheit einer Weiberhaut, wogegen wir doch immer die Täuschung des Tastgefühls in den Vordergrund gestellt hatten.«

Ob Hermine Moos für ihre Arbeit entlohnt wurde, ist nicht dokumentiert. Es ist aber zu vermuten, dass Kokoschka die Reputation von Hermine Moos schädigte, indem er ihre Identität bewusst verschleierte und stets von einer Puppenmacherin aus Stuttgart sprach. So entsetzt Kokoschka sich über Hermine Moos' Arbeit äußerte, so oft hat er die Puppe porträtiert und damit zu einer Berühmtheit gemacht. Er verbreitete sogar Geschichten, er habe sie als Begleiterin mit ins Theater genommen. Der Schriftsteller und Journalist Kurt Pinthus erinnert sich: »In Kokoschkas Wohnraum, auf dem Sofa, hinter dem runden Tisch, saß lebensgroß, schimmernd weiß gekrönt von kastanienbraunem Haar, einen blauen Mantel um die Schulter, die Puppe, der Fetisch, die künstliche Frau, die ideale Geliebte, das ideale Model.«

Besonders lang überlebte die Puppe bei Kokoschka aber nicht. Er selbst beschrieb, wie es mit ihr zu Ende ging: »Endlich, nachdem ich sie hundertmal gezeichnet und gemalt hatte, habe ich mich entschlossen, sie zu vernichten. Die Puppe hatte mir die Leidenschaft gänzlich ausgetrieben. Ich machte also ein großes Champagner-Fest mit Kammermusik, während dessen mein Kammermädchen Hulda die Puppe mit all ihren schönen Kleidern zum letzten Mal vorführte. Als der Morgen graute – ich war wie alle anderen sehr betrunken – habe ich im Garten der Puppe den Kopf abgehackt und eine Flasche Rotwein darüber zerschlagen. Am nächsten Tag schauten ein paar Polizisten zufällig durch das Gartentor, erblickten, wie sie meinten, den Blut überströmten Körper einer nackten Frau, und stürzten in der Verdächtigung eines Liebesmordes ins Haus hinein. Genau genommen war es das auch, denn an jenem Abend hab ich die Alma ermordet ...«

Von Hermine Moos gibt es nach dem Bau der Puppe nur noch wenige Spuren. Sie hatte in einer Münchner Galerie wohl eine weitere Ausstellung von Figuren. Später gestaltete sie die Kostümabteilung des Bayerischen Nationalmuseums neu. Dabei entschied sie sich die Kleider auf Puppen ohne Kopf auszustellen – für die damalige Zeit etwas vollkommen Neuartiges.

Zehn Jahre nach Kokoschkas Auftrag, nahm sich Hermine Moos mit einer Überdosis Veronal das Leben. Sie starb im Schwabinger Krankenhaus. Eine der wenigen Erinnerungen an Hermine Moos, die die berühmteste Puppe der Kunstgeschichte baute, sind ihre eigenen Fotografien, auf denen sie die Alma-Figur inszenierte. Ohne diese Foto-Serie wäre die Künstlerin wahrscheinlich heute vollkommen vergessen.

Diese Erzählung hätte nicht ohne Justina Schreibers Recherchen zu Hermine Moos entstehen können, nachzuhören auf Deutschlandfunk-Kultur.de (Die Frau hinter der Puppe) und br.de (Hermine Moos – Schöpferin von Oskar Kokoschkas Fetisch-Puppe). Direkte Zitate entstammen den Briefen Oskar Kokoschkas.

Katharina Adler im Winter 2019